

Nr. 49. Bromberg, den 28. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(13. Fortsetzung.)

Dann aber, aus einem Taumel erwachend, stieß sie das Gesicht von sich . . .

„Nein, nein, Mirza Ahmed!" rief sie verstört. „Das darf nicht sein! Nie wieder, Mirza Ahmed . . ."

Er hielt still ihre Hand und sagte nur leise: „Ich liebe Sie, Felicitas!"

Und wieder rief sie: „Nein, es darf nicht sein! Ich bin keine Frau für Sie. Ich habe auch keine Lust, bei Ihnen Haremsdame zu spielen. Eine unter vielen . . ."

„Sie würden die einzige sein, Felicitas!" sagte er demütig.

„Nein, nein! Auch dann nicht. Weshalb lügen? Ich . . . ich . . . liebe einen anderen!" schloß sie schluchzend.

„Ich weiß es!" antwortete er leise.

„Und weshalb quälen Sie mich denn?!" begehrte sie auf.

„Ich werde Sie nicht mehr quälen!" schloß er still.

Durch menschenleere Straßen schoß surrend der Wagen. Wortlos, ihren Gedanken hingegeben, saßen beide in ihren Ecken. Bis der Wagen vor dem Hause von Felicitas hielt. — Mirza Ahmed schloß ihr die breite, scheibendurchbrochene Haustür auf.

„Darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Felicitas?" bat er.

Sie zögerte mit der Antwort. Sie wollte nicht undankbar sein. Sie selbst war ja mit Schuld, daß es soweit gekommen war. Und so sagte sie freundlich: „. . . aber nicht mehr von Liebe sprechen, Mirza Ahmed!"

Er küßte ihr die Hand.

Und als es dann aufleuchtete hinter den breiten Scheiben und ihre schlanke Gestalt die Treppe hinaufflog, als wäre sie auf der Flucht, da brannte in den Augen von Mirza Ahmed ein flackerndes Feuer . . .

X.

Wochen vergingen. Der Februar sandte seine ersten schönen Tage über Berlin, als Ankündigung des kommenden Frühlings. Eine Unrast war über Alexander Huene gekommen. Er, der einst vor dem Feind, wenige Stunden vor dem Angriff, traumlos ruhig geschlafen hatte, schreckte jetzt aus dem Schlafe auf, in Schweiß gebadet. Von Feinden, von Gegnern, die er nicht greifen konnte, sah er sich umstellt.

Hier und da flackert es auf. Diese oder jene Notiz flog durch die Weltpresse. Mal von Paris, mal von London, mal von Newyork. Und alle diese Notizen sprachen von seinen Verhandlungen mit Mirza Ahmed. Allerdings kamen sie der Wahrheit kaum nahe. Seine Stellung in den Verhandlungen war bedeutend besser, als jene Nachrichten sie schilderten. Aber sie verwirrten ihn doch.

Und die Verhandlungen selbst, die so flott eingesetzt hatten, zogen sich hin. Endlos lange dauerte es, bis Mirza Ahmed von Teheran neue Anweisungen erhielt. Und Mirza Ahmed, der sanfte, weiche, angenehme Verhandlungsgegner, war oft unwirsch.

„Bitte, Prinz", fragte ihn einmal Huene, als wieder so eine Nachricht von Newyork her durch die Weltpresse lief, „haben Sie eine Ahnung, woher diese Meldungen stammen? Wir sind doch übereingekommen, nichts verlauten zu lassen, bis der Vorvertrag unterzeichnet ist!"

Mirza Ahmed erwiderte heftig: „Wir sind Verhandlungsgegner, Baron. Ich habe keinen Anlaß, mich um Ihre Sorgen zu kümmern. Mir sind diese Notizen gleichgültig!"

Und Huene hatte Mühe, ihn wieder willfährig zu bekommen.

In stillen Stunden sprach er sich dann zu Xenia Tsaturowa aus. Wohl hatte er dieses oder jenes kleine Geschäft für seine Bank noch unter Dach gebracht, aber das große, das mit den Persern, das ihrem Glück, ihrer Liebe ein Haus bauen sollte, das zog sich hinaus — unerträglich lange für seine Ungeduld.

Sie aber küßte ihn und lachte ein wenig hinterhältig: „Lieber", sagte sie, „weshalb unser Glück nur auf eine Karte setzen. Es werden sich noch andere Wege finden, Sascha!"

Und im Geheimen wünschte sie, bat sie ein unsichtbares Geschick, daß aus dem Geschäft nichts würde. Alles, was sie von Huene über die Verhandlungen hörte, berichtete sie nun frei, ohne Gewissensbisse, nach Moskau.

In einsamen Stunden aber graute es ihr vor dem Spiel, das sie mit dem geliebten Mann trieb . . .

Die Verhandlungen um die russische Konzession für die kaukasischen Erdölquellen waren allerdings auf Wunsch Huenes nach Amsterdam verlegt worden, wohin auch Medwedjeff, der Mann Xenias, übergesiedelt war. Es war Huene unerträglich vorgekommen, Xenia selbst und ihrem Mann gegenüber als Verhandlungspartner auftreten zu müssen. Und ohne die inneren Gründe seines Wunsches zu kennen, hatte van Hoeven eingewilligt.

*

Jenseits des Ozeans, in seinem verborgenen Landhaus auf der Landzunge von Rockaway Beach, saß noch immer in einer freiwilligen Verbannung John Hill, der Erdölkönig.

Ein wenig lästig war ihm diese freiwillige Verbannung schon geworden. Er war allerdings öfter drüben in Newyork, auf Manhattan, und niemand hätte in dem armselig gekleideten alten Mann, der langsam durch die Straßen strich, den Erdölkönig vermutet. Denn die Zeitungen brachten noch ständig in ihrem gesellschaftlichen Teil Notizen über die Kreuzfahrt John Hills in dem Atlantic. Der Bruch zwischen London und Moskau war nun schon lange da. Aber die Erdölgebiete, die ihm der Bruch mit in die Hände spielen sollte, waren noch immer nicht sein.

Wieder saß er mit Parker, seinem Sekretär, an seinem großen, mit Briefschaften überhäuften Arbeitstisch.

Eine große Mappe mit Geschäftspapieren legte er zur Seite. „Und Europa, Parker? Wie stehen unsere Angelegenheiten dort?! Wie steht es mit den Persern, was machen die Russen?!"

Mit prüfendem Blick ordnete Parker noch rasch einige dichtbeschriebene Bogen in eine Mappe ein und reichte sie seinem Chef. Er war das Genie eines Sekretärs und wußte die auf einen Vorgang bezüglichen Schriftstücke und Dokumente so geschickt zu gruppieren, daß sie sich für seinen Chef lasen wie die wohlgeordneten Kapitel einer Novelle.

John Hill las. Und wie es seine Gewohnheit war, sprach er dabei, das Gelesene kurz festhaltend, zwar halblaut mit Parker, doch mehr zu sich selbst, indem er von seinem Sekretär nur selten eine Antwort erwartete. Dieser aber hielt den Bleistift gezückt, um eventuelle Anordnungen seines Chefs aufzuzeichnen.

„The devil . . . Parker!" rief John Hill plötzlich aus, pfiff durch die Zähne, und sein faltenreiches Gesicht zog sich in Falten. „Es ist doch gut, daß wir uns den Geheimdienst aus Moskau angelegt haben. Also das ist die schöne kluge Hexe, die auch Chester Harris kaputt gemacht hat. Alle Wetter! Auch unser Greenhorn, unser Deutscher, der Huene muß daran glauben. Ihr früherer Verlobter wäre er gewesen, sagt ihre alte Amme. Armer Kerl! Verdammt, wie die Moskowiter über Berlin, über Huene und seinen Perser Bescheid wissen. Hexe! Verflixtes Weib! Aber Ihre Leute in Moskau sind gut, Parker. Schicken Sie Ihnen noch mehr Geld.

Und von Riga kein Wort, keine Andeutung! Wundervoll, wundervoll! Sehen Sie, Parker, wie recht ich hatte, den Bluff in Berlin aufzuziehen —

Auch London riecht nichts. Medwedjeff verhandelt in Amsterdam mit van Hoeven. Recht so, Huene. Verstehe, daß es schwer ist, dem Mann einer Frau gegenüberzusitzen, die man lieb hat. Anständig will er wenigstens bleiben. Aber nicht smart genug, nicht smart genug . . . Liebe und Geschäft verträgt sich nie . . .

Hinhalten soll van Hoeven diesen Medwedjeff. Wir können noch keinen Vertrag mit Moskau gebrauchen. Wenn wir die Perser erst haben, dann kriegen wir den Kaukasus zum halben Preis. Geld soll van Hoeven diesem Medwedjeff geben, Parker. So viel er nehmen will. Bei Baku holen wir es wieder raus.

„Donnerwetter . . . Donnerwetter! Harris in Riga hat die Perser! Bravo, Harris! Siehst du, Harris, wie es ist, wenn keine schöne Hexe dire gegenübersitzt. Der Vertrag ist gut, Parker. Depeschieren Sie, Parker, ich bin einverstanden. Die Anleihe sollen sie haben!

Wo steckt denn der alte Brown mit meiner Yacht, Parker? Ah! Unten bei den Mestizen! Er soll sofort durch den Panamakanal heraufkommen. Vielleicht fahre ich selbst nach Europa. O, meine lieben Kollegen in Wallstreet und in London, eure Augen möchte ich dann sehen . . .

Was soll hier der Brief meiner Tochter, Parker? Ach so, ich habe ihn selbst dazu gegeben. Du bist verrückt, mein liebes Kind! Ich soll Alexander Huene eine Stellung geben. Hahaha . . . Parker, ist das nicht köstlich. Wo haben die beiden sich nur kennen gelernt? Ach ja, auf der „Olympic". Das war dumm von mir, nicht daran zu denken, daß die beiden sich treffen könnten. Maud, Maud. Eine Stellung soll ich ihm geben, damit du deine Macht zeigen kannst! Sie ist ein Kind! Parker, schreiben Sie ihr, ich hätte von meiner Yacht gefunkt, daß sie noch ein Kind wäre, und Kinder sollen sich nicht in Geschäfte mischen . . .

Aber dem Huene, diesem anständigen deutschen Greenhorn, dem möchte ich es doch stecken, daß seine Liebe eine Hexe ist. Parker, wozu haben Sie Ihre Leute in Berlin?! Stecken Sie es ihm. Aber geschickt . . ."

Die Augen des alten Hill glänzten. Die Falten seines Gesichtes vertieften sich zu einem zufrieden-verschmitzten Lächeln: der Trick war im Gelingen.

XI.

Über dem großen Park, in dem die Dahlemer Villa liegt, die Xenia Tsaturowa bewohnt, strahlt hell und warm die Morgensonne.

Auf der Terrasse der Villa geht ein hoher, breitschultriger Mann hin und her, in langen, ruhigen Schritten. Hohe Stiefel trägt er und eine randgestickte, seidene Hemdbluse, wie er es aus seiner Heimat gewöhnt ist.

Ein kurzgestutzter Vollbart umrahmt das Gesicht, das seltsam unausgeglichen, voller Widerspruch ist. Stark sind die Backenknochen, die Augen klein, aber sehr beweglich, und die Nase ist stark und stumpf. Ein Gesicht, wie man es oft bei sehr intelligenten russischen Bauern oder Popen niederen Grades findet. Aber die Stirn unter dem zurückgekämmten, vollen dunklen Haar ist hoch und klar. Mit dem, was diese Stirn birgt, hat der Mann sich vom einfachen Unteroffizier zum roten General emporgeschwungen, hat er Schlachten geschlagen, allerdings mit Hilfe früherer zaristischer Generalstäbler. Und dann, als er in Ungnade bei den Hohen in Moskau gefallen, hat er sich mit der natürlichen Intelligenz dieser Stirn, mit der bäuerlichen Schlauheit, die sie barg, wieder heraufgearbeitet vom einfachen Schreiber zum Präsidenten des allrussischen Naphthasyndikats.

Boris Medwedjew beugt lauschend den Kopf — drinnen, durch die weit geöffnete Flügeltür, klirren Tassen: Betty besorgt den Frühstückstisch.

Da, ein Schritt! Über das Gesicht Medwedjeffs geht eine weiche, andächtige Zärtlichkeit . . . und in der Tür zur Terrasse steht, schon halb ausgehfertig, Xenia Tsaturowa.

„Sie noch hier, Boris Borissowitsch?!" sagt sie erstaunt.

Seine große, starke Gestalt beugt sich zum Morgengruß über die Hand der schlanken Frau und dann sagt er, wie in leichtem Vorwurf: „Wäre es denn eine Absonderlichkeit, Xenia Grigorjewna, wenn ein Mann mit seiner Frau gemeinsam zu frühstücken wünscht . . .?"

Stumm sitzen sie dann beim Frühstück, mit liebevoller Zuvorkommenheit dient Medwedjeff seiner Frau.

„Würden Sie mir den heutigen Tag schenken, Xenia Grigorjewna?!" fragt er.

Xenia sinnt: „Sie fahren heute nach Moskau zurück, Boris Borissowitsch?!"

„So ist es!" antwortet er leise, und ein Schatten von Traurigkeit fliegt über sein Gesicht. — Dann aber lacht er leicht und scherzend auf: „Ich werde nicht lange in Moskau bleiben, Xenia Grigorjewna. Die Verhandlungen in Amsterdam müssen ja bald fortgesetzt werden. Und wenn alles glückt, könnte ich länger hier bleiben, Xenia Grigorjewna. Bei Ihnen bleiben. Ganz gleich, wo Sie sich befinden. — Immer könnte ich bei Ihnen bleiben," schloß er mit dunkler Andeutung.

Xenia lächelt. Über diesen Mann lächelt sie, den sie schon all die Jahre kennt mit dem feinen, sicheren Gefühl einer klugen Frau. Aber es ist das nachsichtige Lächeln einer Mutter über die stürmende Phatasie eines großen Kindes. Und so sagt sie:

„Es wäre nicht gut für uns, Boris Borissowitsch! — Wir haben immer zueinander gestanden wie Mann zu Mann. Das brachten schon die Verhältnisse, der gemeinsame Beruf mit sich. Wir haben auch immer offen einander gesagt, was wir über den anderen dachten. — Und so wird auch eines Tages der kleine Scherz auf Befehl Latwins, der sich unsere Ehe nennt, aufhören müssen!"

„Und wenn ich Sie nicht freigebe, Xenia?"

Er sagt es lächelnd. Aber in seinem Inneren, dort wo das Herz schlägt, sticht es, wie mit tausend scharfen, spitzen Messern.

Und leichthin, wie auf einen Scherz antwortend, sagt Xenia Tsaturowa: „In Deutschland, in Europa würde es vielleicht schwer sein, unsere Ehe, den Scherz Latwins, zu lösen. Aber in Moskau werden wir dazu nur wenige Stunden brauchen . . ."

Medwedjeff sieht ihr in das Gesicht, in das milde, nachsichtig lächelnde, kluge, schöne Gesicht. Dann fragt er hart: „Ist das Ihr Ernst, Xenia?"

„Es ist mein heiliger Ernst — denn mein Herz gehört einem anderen . . ."

Leicht, wie in demütigem Geständnis, hat Xenia den Kopf gesenkt. Medwedjeff aber ist aufgesprungen:

„Xenia Tsaturowa hat ihr Herz entdeckt!" schreit er, grell auflachend. „Xenia Tsaturowa, die kalte, schöne Sphinx hat ihr Herz entdeckt . . . hahaha!"

Xenia hält sich die Ohren zu. So entsetzlich ist dieses Lachen. Und dann auf einmal ist Medwedjeff fortgelaufen. Mit wenigen Sätzen stürmt er über die Terrasse in den Park. Sich die Haare raufend und immer schreiend, lachend: „Xenia Tsaturowa hat ihr Herz entdeckt . . ."

(Fortsetzung folgt)

Sind Weltraumfahrten möglich?

Eine Reise im Weltraumschiff. — In 35 Stunden von der Erde zur Venus.

Von Robert Esnault-Pelterie.

Anm. der Schriftleitung: Der Verfasser ist eine der interessantesten Erscheinungen unter den französischen Erfindern. Er zählt zu den Pionieren der Luftschiffahrt. Vor zweiundzwanzig Jahren baute er einen Metalleindecker, der, sowohl was seine geringen Ausmaße als auch seinen Motor anbelangte, von früheren Modellen vollkommen abwich und den Beginn einer neuen Ära auf diesem Gebiete der Technik kennzeichnete.

Vor zwanzig Jahren, als ich nach langen und sorgfältigen Untersuchungen die Gefahren des Wrightschen Flugzeugtyps nachwies und den Eindecker mit dem vorn eingebauten Motor schuf, bezeichneten mich viele Leute als Träumer und andere als Narren. Und doch war es einer dieser „komischen“ Eindecker, der den ersten Rekord im Dauerflug aufstellte, indem er 1910 bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 120 Kilometern 530 Kilometer ohne Zwischenlandung zurücklegte. Achtzehn Jahre später gelangen andere „Flugnarren“ die ersten vier Transozeanflüge auf Maschinen der gleichen Bauart.

Weder der Skeptizismus noch die witzig sein sollenden Bemerkungen vieler Leute mit geringer Urteilskraft konnten mich abschrecken. Als ich aber die ersten Erfolge auf flugtechnischem Gebiete sah, wurde meine Einbildungskraft angeregt, und ich kam auf den Gedanken, die Zeit könnte nicht in unabsehbarer Ferne liegen, da der Mensch nicht nur die Erdatmosphäre erobern, sondern auch durch die dünne Luftschicht dringen und einen Vorstoß nach anderen Welten ausführen würde, die uns bisher unerreichbar schienen. Schon 1908 äußerte ich meinen Glauben an das endgültige Gelingen solcher Versuche, und im November 1912 hielt ich vor der Französischen Gesellschaft für Physik einen Vortrag über diese Frage. Seitdem haben sich manche Wissenschaftler mit diesem Problem befaßt, von dem man früher glaubte, es spuke lediglich in der Phantasie eines Cyrano de Bergerac oder Jules Verne.

Des zuletzt Genannten Vorstellung von einer Riesengranate, die aus einer Mammutkanone abgeschossen wird, kommt natürlich nicht in Frage. Die Insassen eines derartigen Weltraumschiffes müßten schon platt gedrückt werden, bevor die Granate das Geschützrohr verläßt, und das Geschoß selbst würde über die Erdatmosphäre niemals hinaus kommen. Dagegen glaube ich auf Grund von Berechnungen, die ich 1912 machte, einen anderen Gedanken als theoretisch im Bereich der Möglichkeiten liegend bezeichnen zu können, nämlich die Entsendung eines von Raketen getriebenen Geschosses.

Ich bestreite nicht, daß die Passagiere dieser Rakete alles andere als eine angenehme Reise haben und erheblich durcheinander geschüttelt werden. Aber das Hauptproblem, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, ist das Erzielen einer Anfangsgeschwindigkeit unseres Weltraumschiffes von 10 700 Kilometern in der Sekunde, um die Anziehungskraft der Erde zu überwinden. Keine uns augenblicklich bekannte Antriebskraft könnte mittels einer Kanone eine derartige Geschwindigkeit erzielen, wohl aber, wenn wir sie auf Raketen wirken lassen. Aus anderen Gründen jedoch bin ich der Ansicht, daß wir bis zu dem Tage warten müßten, da es der Wissenschaft gelingt, das große Problem der Atomzertrümmerung zu lösen und deren Energie zweckentsprechend zu verwerten. Wenn dieser Grad der Vollendung erst erreicht ist, so wird die Reise nach der rund 42 Millionen Kilometer entfernten Venus nur 35 Stunden und 40 Minuten und die nach dem rund 79 Millionen Kilometer entfernten Mars 42 Stunden und 20 Minuten in Anspruch nehmen.

Eine der Grundbedingungen für den Erfolg dieser Weltraumfahrt wird sein, das Innere der Rakete so einzurichten, daß die Insassen sich nicht zu ungemütlich fühlen und die menschlichen Organe vor den Folgen des Fehlens aller Atmosphäre und Schwere geschützt sind. Sollte der Organismus ein derartiges Abweichen von den gewöhnlichen Lebensbedingungen nicht ertragen können, so müssen wir eben die fehlende Atmosphäre und Schwere ersetzen, vielleicht durch künstliche Luft und zunehmende Geschwindigkeit, so daß die Reisenden das Gefühl haben, eher auf einer Ebene dahin zu gleiten als einen Sturz ins Weltall auszuführen. Alles dies wird in Zukunft möglich sein, wenn wir auch beim heutigen Stand unseres Wissens noch nicht so weit sind. Wir haben ja ähnliche Schwierigkeiten bei den Unterseebooten überwinden müssen, und immer wieder ist bewiesen worden, daß der menschliche Geist Probleme meistert, die als unlösbar betrachtet wurden.

Das am meisten Erfolg versprechende Verfahren scheint darin zu liegen, Wasserstoffatome, die vorher durch elektrische Lichtbogen von den Molekülen gewöhnlichen molekülaren Wasserstoffs getrennt wurden, wieder zu verbinden. Dieses Trennen von der Moleküle ist bereits Professor Langmuir gelungen, und die einzige bisher nicht gelöste Frage besteht darin, wie dieses Verfahren auf eine Rakete praktisch angewandt werden kann. Gelingt dies, so wird die Reise nach dem Monde recht wohl im Bereich der technischen Möglichkeit liegen, wenn sie uns auch noch vor große Schwierigkeiten stellen dürfte. Der Rückstoß durch die Raketen würde nur auf einer Strecke erforderlich sein, die dem Erdradius entspricht (rund 6000 Kilometer), weil die Anziehungskraft unseres Planeten dann nur noch den vierten Teil derjenigen auf der Erdoberfläche ausmacht. Die vorher erwähnte, für die Rakete erforderliche Geschwindigkeit würde genügen, um das Weltraumschiff weiter fortzubewegen, weil die Anziehungskraft der Erde rascher abnimmt als die Stoßkraft der Rakete.

Skeptiker werden, falls sie die Möglichkeit eines Weltraumfluges zugeben, fragen: „Was soll das alles nützen? Erwarten wir denn, auf dem Monde oder auf dem Mars etwas zu finden, was nicht schon unsere Erde besitzt?“ Ich muß selbst zugeben, daß wenig Hoffnung besteht, auf anderen Planeten neue chemische Elemente zu finden. Alle Trabanten unserer Sonne sind ohne Zweifel gleichen Ursprungs und besitzen sehr wahrscheinlich die gleiche Zusammensetzung. Die Lehre von der Radioaktivität nimmt an, daß die Elemente auf allen Planeten im gleichen Verhältnis vorhanden sind, ausgenommen ein erhebliches Vorherrschen der schweren Elemente auf den inneren Planeten des Sonnensystems und der leichten Elemente auf den äußeren Satelliten unseres Fixsterns.

„Na ja“, werden die Skeptiker sagen, „was sollen wir dann andere Planeten erforschen?“ Ich habe solche Meinungen oft gehört, nämlich vom Chor derjenigen, die an nichts glauben wollen. Bedenken ähnlicher Art wurden erhoben, als die Menschen zum ersten Male den Dampf benutzten, um Maschinen zu treiben, und als die Kraftwagen eingeführt werden sollten. Ebenso stand es damals, als die Eroberung der Luft begann. Ich kann diesen Zweiflern nur antworten, daß wissenschaftliche Forschungen sich immer gelohnt haben, auch wenn sie anfangs utopisch erschienen.

Weltraumfahrten werden uns lehren, ob es außerhalb unserer Sphäre noch Leben gibt, und die Gewißheit hierüber ist an sich schon der Mühe wert. Wir kennen ja nur das Leben in seiner irdischen Form, doch wenn wir entdecken könnten, daß es auch außerhalb des Bereiches unserer Erde lebende Wesen gibt, sollte dann ein solches Wissen nicht dazu beitragen, bisher außerhalb unserer Macht liegende Probleme zu lösen?

Wenn die ersten Weltraumfahrer auf dem Mars oder auf der Venus Lebewesen finden sollten, die sich in ihrem Äußeren wohl von uns unterscheiden, aber doch den gleichen Naturgesetzen unterworfen sind, so werden wir etwas gelernt haben, was sicher wissenswert ist. Sollte dagegen auf anderen Planeten kein Leben zu finden sein, so wird es das Schicksal sicher wollen, daß wir auf diese neu eroberten Welten Lebewesen unseresgleichen verpflanzen.





Bunte Chronik

* **Goldblindheit.** Durch direkte Sonnenwirkung oder durch zu grelles künstliches Licht kann es zu einer Blendung von Netzhaut-Elementen mit nachfolgender Herabsetzung der Sehschärfe kommen. Denselben Effekt soll nach Ansicht des amerikanischen Augenarztes Fox das jahrelange Arbeiten mit Gold haben; er spricht sogar von einer richtigen Goldblindheit. Er hat seine Beobachtungen an Zahnärzten gemacht, die viel Goldfüllungen oder sonstige Goldtechniken machen. Diese sollen schließlich nicht mehr imstande sein, das Gold von der Zahnsubstanz zu unterscheiden. Nach Dr. Fox werden Weitsichtige am leichtesten von dieser Blindheit befallen. In Deutschland ist Ähnliches nicht beobachtet worden, denn das Gold ist bei uns ein rarer Artikel, während es in Amerika schon seit Jahrzehnten gerade in der Zahnheilkunde eine außerordentlich weitgehende Verwendung gefunden hat.

* **Tabakschnupfen wird modern.** In England ist innerhalb der guten Gesellschaft eine Zunahme des Tabakschnupfens zu konstatieren. Diese Angewohnheit war vor der Ausbreitung des Rauchens allgemein, so daß ihr selbst Damen huldigten. Von der Königin Charlotte von England war bekannt, daß sie grünen Tee in ihren Schnupftabak mischte. Tabatieren gehörten zu den beliebtesten Geschenken, und König Georg IV. hat anläßlich seiner Krönung nicht weniger als achttausend Pfund für Schnupftabakdosen zu Geschenken an seinen Juwelier bezahlt. Auch Talleyrand liebte das Schnupfen sehr. Er griff bei wichtigen Verhandlungen gern nach seiner Tabatiere, um so eine Atempause zu gewinnen und das soeben Gehörte in Ruhe zu überdenken. Mit der Zunahme des Schnupfens wird dann auch wieder eine Einrichtung zu Ehren kommen, „die Prise der Parlamentsmitglieder". Ein längst verstorbenes Mitglied des Parlamentes, namens Rapee hat eine Schnupftabakdose gestiftet und zu deren ständiger Füllung ein Legat ausgesetzt. Diese Dose wird durch den Ober-Türhüter des Parlaments verwaltet und ist zum Anbieten an die Mitglieder des Parlaments bestimmt.

* **Die Ehegeschichte des Herzogs von Portland.** Die Romantik ist wahrhaf noch lange nicht tot, und es gibt noch sentimentale Herzen in unserer Welt der Technik und Sachlichkeit. Davon konnte sich jeder Gast des Herzogs von Portland, der vor kurzem auf seinem herrschaftlichen Gut, Walbeck Abbey in England, mehrere tausend Leute empfangen hat, mit Recht überzeugen. Aus allen Grafschaften des britischen Inselreiches erschienen Vertreter der ältesten englischen Gesellschaft, um dem Herzog zu seinem Hochzeitstag ihre Glückwünsche zu überbringen. In seiner festlichen Rede erzählte der Herzog die überaus romantische Geschichte seiner Ehe. Eines Tages sah der Herzog aus dem Kupeefenster, während des Aufenthaltes seines Zuges auf einer kleinen Eisenbahnstation, ein reizendes junges Mädchen auf dem Perron stehen. Sie machte auf ihn einen derartig starken Eindruck, daß er sich entschloß, sie auf der Stelle zu heiraten. Der Herzog sprang aus dem Zug, stürzte sich der jungen Dame zu Füßen und bat um ihre Hand. Es schadete nichts, daß das reizende Mädchen nicht zu der vornehmsten englischen Gesellschaft gehörte. Ihr Vater war ein einfacher Farmer vom Lande. Der Herzog setzte seinen Wunsch durch und führte Miß Yorke, so hieß die Schöne, zum Altar. Der Herzog von Portland behauptet, der glücklichste Ehemann der Welt zu sein. „Ich habe wahrhaftig das große Los gezogen," erzählte er seinen andächtig lauschenden Gästen. „Während beinahe jeder Ehemann nur darauf sinnt, seine Frau zu betrügen und soviel wie möglich Seitensprünge zu machen, bete ich meine Gattin auf den Knien an. Sie ist die Königin meines Herzens und die beste Frau der Welt. Sie hilft den Armen, pflegt die Kranken und ist überhaupt der reinste Engel." Wie schön, daß es noch solche harmonischen Ehen gibt, wie die Ehe des Herzogs von Portland.

* **Die amerikanische Geschichte falsch.** Als Nachlaß einer Frau Field wurde in der Stahlkammer einer Bank zu Toronto in Kanada ein Dokument entdeckt, von dem man nach seiner ersten Prüfung feststellen zu müssen glaubt, daß es die wichtigsten Abschnitte der amerikanischen Geschichte als falsch erweist. Unter anderem soll der Fund die erste Niederschrift der Unabhängigkeitserklärung enthalten und autoritativer sein als die bisher bekannte Darstellung des Weges der Unabhängigkeitserklärung durch Thomas Jefferson. Das Dokument ist nicht zu historischen Zwecken abgefaßt, sondern augenscheinlich eine Niederschrift zur Stützung des Gedächtnisses über die Vorgänge der damaligen Zeit durch John Penn, den ersten Gouverneur Pennsylvaniens. Nach Meldungen aus Toronto erklärten amerikanische Sachverständige, daß dem einzigartigen Dokument ein Wert von vier Millionen Mark zukäme. Kenner amerikanischer Verhältnisse wiederum werden dazu mit wissender Miene bemerken, daß die Begründung dieses hohen Wertes der einzige Zweck der aufgestellten Behauptung gewesen ist, daß die amerikanische Geschichte der ersten Zeit der Unabhängigkeit neu geschrieben werden müsse; sie muß das kaum, wohl aber muß das Gerede um das Dokument zu einem guten Geschäft damit dienen.

* **Ein König Lear im Leben.** In Serajevo hat sich eine nicht alltägliche Geschichte zugetragen, deren Rechtsfolgen heute sämtlichen Gerichten der Stadt nicht wenig Kopfzerbrechen machen. Der Großkaufmann Isak Kampos aus Sarajevo war vor Monaten auf Betreiben seiner Gattin und seiner bereits erwachsenen Söhnen entmündigt und in das Irrenhaus gesteckt worden, weil bei ihm angeblich Zeichen von Geistesgestörtheit festgestellt worden waren. Es hieß sogar, daß die Söhne ihren Vater gewaltsam in einem Automobil entführt und in das Irrenhaus gebracht hätten, wo einige Wärter von ihnen bestochen worden seien. Nach einigen Wochen wurde Kampos als vollständig gesund aus dem Irrenhaus entlassen. Auch die Vormundschaft wurde gerichtlich wieder aufgehoben.

Um sich an seinen Söhnen zu rächen, heiratete nun Kampos, obwohl bereits sechzig Jahre alt, eine junge Türkin und verließ seine Familie. Vorher war er, um heiraten zu können, da seine erste Frau noch lebte, vom jüdischen zum muselmanischen Glauben übergetreten. Früher, als in Jugoslawien die Vielehe der Mohamedaner gesetzlich anerkannt war, wäre dies ohne weiteres möglich gewesen. Da nun seit dem 1. Januar d. J. ein Gesetz gilt, das auch bei den Mohamedanern die Vielehe verbietet, mußte das Oberste Scheriatsgericht (muselmanisches Zivilgericht) die Ehe als ungültig erklären, zumal die erste Ehe nicht nach muselmanischem, sondern nach jüdischem Ritus geschlossen war. Überdies reichte die erste Gattin Kampos gegen diesen die Klage wegen Bigamie ein. Und um die Verwirrung vollständig zu machen, erbrachte der Oberste Gerichtshof nunmehr die Entscheidung, daß Kampos unzurechnungsfähig sei und daß ihm ein Vormund gestellt werden müßte. An diesem Komplex verzwickter juristischer Fragen zerbrechen sich nun sämtliche Richter und Rechtsanwälte Sarajevos die Köpfe, und ganz Sarajevo harrt gespannt darauf, wie der Knoten endlich gelöst wird.

Lustige Rundschau



* **Im Theater.** „Herr Sitznachbar, schnarchen Sie doch nicht so fürchterlich — ich kann ja nicht schlafen!"

* **Der schlagfertige Schiller.** Ehe der jugendliche Schiller in die Karlsschule eintrat, hatte er eine Zeitlang Unterricht im Harfenspiel genommen. Ein Nachbar, der ihn nicht leiden mochte, sagte einst zu ihm: „Ei, ei, Herr Schiller, Sie spielen ja wie David, nur nicht so schön." — „Und Sie", erwiderte Schiller schnell, „Sie sprechen wie Salomo, nur nicht so klug."

* **Zeitgemäß.** „Wären Sie bereit, mich zu heiraten, mein Fräulein?" — „Aber gewiß, mein Herr, sehr gern!" — „Einstweilen besten Dank! Ich möchte noch einige andere Angebote einholen und werde Ihnen dann endgültigen Bescheid geben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.